



30.04.2023
Leopold Potyka
„Die Statuen und Altäre der Athener“
zum Anhören: [YouTube](#)

Während Paulus in Athen auf Silas und Timotheus wartete, packte ihn die Wut beim Anblick der zahllosen Götterbilder, die es da in der Stadt gab. In der Synagoge sprach er dann mit den Juden und den Gottesfürchtigen, und auf dem Marktplatz unterhielt er sich täglich mit den Vorübergehenden. Auch etliche aus dem Kreis der epikureischen und stoischen Philosophen ließen sich auf ein Gespräch mit ihm ein, und einige sagten: Was will dieser Schwätzer eigentlich?, andere dagegen: Er scheint ein Verkünder fremder Gottheiten zu sein. Er verkündigte nämlich Jesus und die Auferstehung. Sie nahmen ihn mit, führten ihn auf den Areopag und sagten: Können wir erfahren, was für eine neue Lehre das ist, die du da vorträgst? Befremdliches bringst du uns zu Ohren; wir möchten erfahren, worum es da geht. Alle Athener und die Fremden, die sich dort aufhalten, tun nämlich nichts lieber als letzte Neuigkeiten austauschen.

Da stellte sich Paulus hin, mitten auf dem Areopag, und sprach: Männer von Athen! Ihr seid - allem Anschein nach - besonders fromme Leute! Denn als ich umherging und mir eure Heiligtümer anschaute, fand ich auch einen Altar, auf dem geschrieben stand: Dem unbekanntem Gott. Was ihr da verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch. Der Gott, der die Welt geschaffen hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand gemacht sind, er lässt sich auch nicht von Menschenhänden dienen, als ob er etwas nötig hätte; er ist es ja, der allen Leben und Atem und überhaupt alles gibt.

Aus einem einzigen Menschen hat er das ganze Menschengeschlecht erschaffen, damit es die Erde bewohne, soweit sie reicht. Er hat ihnen feste Zeiten bestimmt und die Grenzen ihrer Wohnstätten festgelegt, damit sie Gott suchen, indem sie sich fragen, ob er denn nicht zu spüren und zu finden sei; denn er ist ja jedem einzelnen unter uns nicht fern. In ihm nämlich leben, weben und sind wir, wie auch einige eurer Dichter gesagt haben: Ja, wir sind auch von seinem Geschlecht. Da wir also von Gottes Geschlecht sind, dürfen wir nicht denken, das Göttliche sei vergleichbar mit etwas aus Gold oder Silber oder Stein, einem Gebilde menschlicher Kunst und Erfindungsgabe.

Doch über die Zeiten der Unwissenheit sieht Gott nun hinweg und ruft jetzt alle Menschen überall auf Erden zur Umkehr. Denn er hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt hat, indem er ihn vor allen Menschen beglaubigte durch die Auferstehung von den Toten. Als sie das von der Auferstehung der Toten hörten, begannen die einen zu spotten, die anderen aber sagten: Darüber wollen wir ein andermal mehr von dir hören. So ging Paulus weg aus ihrer Mitte.

Apostelgeschichte 17,16-32

¹ Leopold Potyka ist Lehrvikar in der [Evangelischen Pfarrgemeinde Dornbirn](#) und war zuvor Mitglied unserer Gemeindevertretung

Liebe Gemeinde,

Der Predigttext bringt uns nach Athen. Auf den Areopag – ein Hügel mitten in der Stadt, auf dem der Athener Rat tagte. Wo Entscheidungen getroffen wurden, aber man sich offenbar auch mit Neuigkeiten, neuen Lehren auseinandergesetzt hat. Dafür war man immer offen; immer interessiert – an Neuem. Up-to-Date bleiben, nichts verpassen – auch in der Antike schon. Kein Wunder in dieser Stadt. Der Stadt der Philosophen. Der Stadt der Denker, der Schulen – Epikureer und Stoiker werden ausdrücklich erwähnt. Des Diskutierens und Palaverns. Der Stadt der rauchenden Köpfe. Und der rauchenden Opfergaben. Auf den unzähligen Altären, die die frommen Bürger jedem erdenklichen Gott aufgestellt haben. Wie schön, dass sie da auch an den Gott Israels gedacht haben, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Oder eigentlich nicht gedacht haben, denn diesen Altar haben sie bloß einem „unbekannten Gott“ errichtet.

Ein auf Nummer sicher Gehen. Ein Airbag des Polytheismus. Ja jeden abdecken, es allen irgendwie recht machen – keinen vergessen oder übersehen. Leider ist uns der Tonfall nicht überliefert, in dem Paulus zu den Athenern gesprochen hat. Die Bibel hat ja keine Regieanweisungen, wie die Reclam-Ausgaben von Theaterstücken. Aber ich meine, beißenden Spott aus seinen Worten zu hören. Es ist ja auch zum Lachen. An alle Götter haben sie gedacht, diese Überfrommen. Den Einen aber, den es wirklich gibt, haben sie zumindest nicht explizit gemacht. Obwohl es in der Stadt eine Synagoge und eine jüdische Gemeinde gibt. Paulus legt den Athenern diesen einen Gott dar. Und den Glauben an ihn, den er von seinen Vorvätern übernommen und geerbt hat, der aber um die Person Jesu und vor allem die Auferstehung erweitert ist. In seiner sogenannten „Areopagrede“ bringt Paulus diesen seinen, unseren, Glauben in wirklich brillanter Weise auf den zentralen Punkt. In einer eigentlich ziemlich kurzen Ansprache erwähnt er alles Wichtige – durchaus als, wiewohl unerreichbares, Vorbild für uns, die wir Diener am Wort Gottes sind. Aber den Athenern ist sogar schon nach diesen knappen und komprimierten Ausführungen langweilig. Ihre religiöse Konzentrationsfähigkeit ist überschnell erschöpft. Dabei kann es am Intellekt bei diesem Denkervolk ja nicht gelegen haben.

Heute ist es ja modern, sich über die sehr kurze Aufmerksamkeitsspanne von Jugendlichen und Kindern zu beklagen – aber das war offenbar auch schon vor zwei Jahrtausenden unter der eigentlichen geistigen Elite der griechischen Welt so. Ganz ohne TikTok. Die unzähligen Götterbilder, die Altäre und Statuen der Stadt stehen hier paradigmatisch für die Unfähigkeit der Athener, das wirklich Wichtige vom Unwichtigen zu trennen. Den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Den einen Gott im Götterdschungel nicht erkennen. Kein Wunder, dass die eigentlich aufrüttelnde Predigt des

Apostels mit ihrer erschütternden Botschaft von der Auferstehung da auf keinen fruchtbaren Boden fällt. Die diffuse Vielfalt der spirituellen Angebote, der Altäre, Statuen und Götterbilder verunmöglicht die Erkenntnis des Wahren und Richtigen.

Eine Situation, die nicht auf das antike Athen beschränkt ist. Sondern, die wir hier und heute ebenfalls beobachten, erleben können. Eher nicht in Form von antiken Götterstatuen (obwohl ich mir nicht sicher bin, ob nicht auch im ein oder anderen christlichen Haushalt zumindest Abbilder eines fernöstlichen Weisheitslehrers zu finden sind). Aber in anderer Hinsicht. Die Verfügbarkeit vielfältiger Möglichkeiten religiöser Erfahrungen oder Ausdrucksformen ist schließlich heute höher als jemals zuvor. Um im Bild zu bleiben: unsere Städte sind von ungleich mehr Altären und Statuen bevölkert. Und den Athenern gleich, ist's auch heute oft so, dass deswegen der Durchblick abhanden kommt.

Dieser Durchblick, diese Erkenntnis des Zentralen, das ist auch für uns Christinnen und Christen heute das, was der Apostel verkündet: Gott der Schöpfer der Welt, Jesus Christus sein menschengewordener Sohn, Gericht und Auferstehung. Aber welch erstaunliches Phänomen: Auch heute werden einige dieser Inhalte übernommen, aber bei den Knackpunkten, wo es ein bisschen komplexer, schwieriger, anspruchsvoller wird, da ziehen dann viele die Altäre anderer Götter vor. So kommt's landauf landab zu erstaunlichen Synkretismen: der Schöpfergott des Judentums wird mit der christlichen Betonung der Liebe, aber eben auch mit fernöstlichen Meditationspraktiken, neuheidnischer Naturverehrung oder paganen Ahnenkulten vermixt. Bei jeder Götterstatue ein kleines Räucheropfer bringen, alles ausprobieren, sich nicht festlegen. Für Gericht, Kreuz und Auferstehung bleibt da oft kein Platz, dafür sind alle sehr stolz darauf, nicht „Mainstream“ zu sein, sondern „edgy“ und individuell.

Menschgemachter Glaube, selbsterdachte Glaubensinhalte, selbstgebaute Götter – und dabei immer dem letzten Trend nachlaufen. Das Athen der Apostelgeschichte scheint überall zu sein. Als ob das Göttliche ein Produkt, ein Gebilde, „menschlicher Kunst und Erfindungsgabe“ wäre – diese Worte des Paulus passen erstaunlich gut auch in unsere Zeit. Von diesen Gebilden gibt's mehr denn je. Der Supermarkt der religiösen Möglichkeiten und Angebote ist übervoll angeräumt – nicht wie bei den armen Briten, denen ihre Segregationsbestrebungen hierbei auf den Kopf fallen.

Angesichts dieser Überfülle an religiösen Möglichkeiten ist es auch kein Wunder, dass das manchen zu viel wird. Und einige die Flucht in die religiöse innere Emigration antreten. Indem man von gar nichts mehr etwas wissen will und die bequeme und oftmals etwas denkfaule Ausfahrt des Agnosti-

zismus – nichts Genaues weiß man nicht – wählt. Überangebot führt letztlich immer zu Überforderung.

Die Botschaft des Paulus, der Inhalt seiner Predigt, seiner Rede auf dem Areopag schlägt genau in diese Kerbe. Bloß haben sich die Athener – zumindest die allermeisten – schon recht bequem in der diffusen Unbestimmtheit des Vielgötterglaubens eingerichtet und wollen nur „Gossip“ und nichts von der Auferstehung hören.

Wir aber, die wir uns doch von den Worten des Apostels anreden lassen wollen, finden in ihnen einen Ausweg aus dem augenscheinlichen Dilemma unserer Zeit – den Extremen der multireligiösen Diffusität beziehungsweise der Negation der Bedeutung des Glaubens für den Menschen. Als ob dieser nur *zoon politikon* und nicht mindestens genauso *homo religiosus* wäre. Paulus präsentiert mit der Verkündigung eines Gottes letztlich einen Mittelweg. Und schon die alten Philosophen wussten, dass eine solche *via media* in den meisten Fällen vorzuziehen ist. Dabei ist dieser eine Gott nicht nur einer unter vielen, dessen Abbild man – dem unbekanntem Gott gleich – zu den anderen sicherheitshalber dazustellen kann. Sondern dieser eine ist der, von dem Paulus ja sagt, er sei: „Der Gott, der die Welt geschaffen hat und alles, was darin ist, er, der Herr des Himmels und der Erde.“ Und an anderer Stelle, im Epheserbrief verkündet der Apostel inhaltkongruent: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.“ (Eph 4,5f)

Ist diese Festlegung im Angesicht der verführerischen Vielfältigkeit der anderen Statuen, Götterbilder und Altäre, der religiösen Ausdrucksformen, Praktiken und Möglichkeiten eine drastische Verengung des Glaubens? Beschränkende Reduktion? Ignoranz der Vielfalt? Dogmatische Engstirnigkeit? Gar Intoleranz, der das Wort geredet wird? Müssen wir, die wir den Altären der anderen Götter abgeschworen haben, uns dem Vorwurf stellen, eine intolerante Religion zu sein, eben weil wir nur den einen Gott haben. Ein Vorwurf, wie er etwa in Berlin anlässlich der Rekonstruktion der Inschrift auf der Kuppel des wiederaufgebauten Stadtschlusses erhoben wurde. Berauben wir uns selber in unserem Glauben einer möglichen Vielfalt, wenn wir die Statuen der Athener Gebilde von Menschenhand sein lassen, die wir wohl heutzutage in den (wirklich empfehlenswerten) Museen der Stadt bewundern, zu denen wir aber nicht im Traum beten würden? Geht Vielfalt nur im Polytheismus, im Vielgötterglauben bzw. in der diffusen, unbestimmten, esoterischen Spiritualität unserer Tage? Verhindert das Bekenntnis zu nur einem Gott, die Zugehörigkeit zu einer Religion, einer Kirche einen individuellen, persönlichen Zugang zum Glauben, zur Glaubenspraxis?

Oder öffnet sich nicht vielmehr aus unserem Dazugehören erst die persönlich erfahrene Vielfalt des Glaubens und unserer je eigenen Wege und Erfahrungen mit Gott. Ich greife wieder eine Aussage aus dem Predigttext auf: „Gott hat den Menschen feste Zeiten bestimmt und die Grenzen ihrer Wohnstätten festgelegt, damit sie Gott suchen, indem sie sich fragen, ob er denn nicht zu spüren und zu finden sei; denn er ist ja jedem einzelnen unter uns nicht fern.“ Gott selber schafft doch die Rahmenbedingungen individuell erfahrener, erlebbarer und spürbarer Nähe. Und damit die Voraussetzung einer persönlichen und damit je eigenen Glaubenspraxis. Ich greife eklektizistisch nur ein paar Beispiele heraus: Im Gebet etwa, das keinen starren Formularen folgen muss. Jede und jeder betet individuell, wann, wo und wie oft man es für richtig hält. Wir lesen auch in der Bibel, dem Wort Gottes, wann und was wir wollen, folgen keinem Leseplan, keiner menschengemachten Ordnung. Frei sind wir auch darin, wie und wo wir Gott verehren; freilich, mir ist am Liebsten, wir täten das alle Sonntagvormittag im gemeindlichen Gottesdienst. Aber Fakt ist doch, dass Gott nicht und keineswegs nur in Kirchenräumen anwesend, zugänglich oder verehrbar ist. Wenn jemand das Lob des Schöpfers besser oder, im Optimalfall ergänzend, etwa in der Pracht der Natur singen kann, dann ist auch das Gottesdienst. Und wenn wir, statt einer neunmalklugen Predigt zuzuhören, den Dienst am Nächsten versehen – und das beginnt bei der Sorge und der Beschäftigung mit der eigenen Familie und den nahen Angehörigen; beginnt – nicht endet – was wird der HERR da dagegen haben? Gerade das Tun in seinen pluralen Formen, nicht alleine das Hören, ist doch Gott gefällig. Ich erinnere an Ulrich Zwinglis berühmtes Diktum: „Ein Christ sein heißt nicht von Christus schwätzen, sondern zu wandeln, wie Christus gewandelt ist.“ All das und viel mehr ist religiöser Ausdruck der von uns in Anspruch genommenen, und deswegen beanspruchbaren, weil uns von Gott gewährten, Freiheit.

Stichwort Freiheit. Ich kehre noch einmal nach Athen zurück. Die paulinische Verkündigung des einen Gottes an die Athener, die in ihrer pragmatisch-panischen Angst, irgendeine Hinterwäldlergotttheit zu vergessen, die ganze Stadt mit den Abbildern der Divinitäten zupflastern, ist gerade keine Zwangskürzung auf ein allzu enges monotheistisches Korsett. Sondern es ist ein Angebot der Befreiung. Dem Gott Israels geht es immer um Befreiung – Freiheit, das ist sein Wille für uns Menschen. Das gilt nicht nur für die Geknechteten im Sklavenhaus Ägypten, sondern ganz grundsätzlich. Befreiung von allen unseligen und knechtenden Bindungen – physischer wie spiritueller Natur. Eine solche wahre Freiheit – das ist doch der Kern unseres Glaubens – die ist nur in und mit Gott möglich, der diese Freiheit schafft. Eine katholische Stimme dazu: Erzbischof Georg Gänswein hat

vor ein paar Jahren in Altötting in einer Predigt den sehr treffenden Satz gesagt: „Je mehr wir uns von Gott freimachen, desto unfreier werden wir.“ Weil an die Stelle des freiheitschenkenden Gottes immer nur Götzen treten können. Die eifersüchtig aufeinander um die Gunst und die Opfergaben der Menschen buhlen. In der Antike hießen die Zeus, Athena, Aschera oder Baal – und problemlos können wir diese um die Götzen unserer Zeit ergänzen. Stichworte müssen genügen, wir alle wissen, was gemeint ist: Erfolg, Einfluss, Beliebtheit, politische Ideologien, der Zwang der Selbstverwirklichung, ja auch die Beschäftigung mit der eigenen Identität kann zum Götzen werden. Das heißt: zur knechtenden Kraft, zur erdrückenden Belastung, zum Nachtmahr unseres Lebens, der das Durchatmen, die Freiheit, verhindert. Ich erinnere an auch das Herrenwort: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt 6,24) – als einer der Götzen aller Zeiten. Auch die bekannte goldonische Komödie verkündet schon im Titel doch genau das: Diener zweier Herren sein ist Überforderung pur. Das Gegenteil von Freiheit. Wohingegen einen Gott zu haben, diesen einen, der mich und alle Kreatur erschaffen hat und noch erhält, auf den ich im Leben und im Sterben vertrauen kann, eben nicht Einschränkung ist, sondern wirkliche Freiheit. Einen Herrn Jesus Christus zu haben, der sich aus freien Stücken für mich hingegeben hat, den ich als Heiland und Bruder liebe, ist eben nicht Zwang, sondern eine Chance zu erfülltem Leben.

Einen Heiligen Geist zu haben, um dessen Kommen und Bleiben als Tröster ich bete und auf das ich hoffe – das ist nicht weniger als alle Statuen der Athener und ihre modernen Entsprechungen, sondern das ist alles, was ich und wir alle brauchen und nötig haben.

Auf diesen dreieinigen Gott zu vertrauen ist wirkliche Befreiung, wahre Freiheit, echte Gnade. Bei aller irritierenden Gewalt und Rücksichtslosigkeit; auch der Richter Gideon, von dem wir in der Lesung gehört haben, setzt einen Akt der Befreiung. Das Zerschlagen der Götzen, der Kultbilder des Baal und der Aschera befreit. Das ist ein etwas rabiater kultischer Frühjahrsputz. Diese objektbezogene Befreiungstätigkeit setzt sich auch bei den Reformatoren fort. Zumindest bei den Reformierten. Das Verbannen der zu Götzen gewordenen Bilder und Statuen aus den Kirchen ist eine befreiende Handlung gewesen – selbstverständlich ist der kunsthistorische Verlust trotzdem zu beklagen. Sie haben damit aber den religiösen Sinn zum Durchatmen gebracht. Die Fenster aufgerissen und die Überladung, Überfrachtung, beseitigt. Sie haben aufgeräumt. Marie Kondō auf Reformationszeit. Auch nach dem Aufräumen der Wohnung oder des Kleiderkastens – so banal der Vergleich sein mag – fühlt man sich doch irgendwie erleichtert, um nicht zu sagen befreit. Und spätestens seit Bauhaus, Mid Century Modernism und dem Siegeszug des reduzierten skandinavischen Designs ist

auch der ästhetische Wert purifizierter Innenräume vielleicht wieder allgemein verständlicher. Räume, in denen sich alles auf das Zentrale konzentrieren kann – ganz ohne ablenkende und die Aufmerksamkeit bindende Statuen. Einen solchen Aufräumakt, den brauchen auch wir in unseren religiösen, spirituellen Vorstellungen, in unserem Glauben, hin und wieder. Mitunter auch ein, um es in der Sprache des Richterbuches zu sagen, Umstürzen der inneren Baalsbilder. Der Aufruf Gottes zur Umkehr, von dem ja auch Paulus spricht, aber genauso auch die Propheten und Richter des Alten Testaments bis hin zu Johannes dem Täufer, heißt schließlich im Kern genau das. Eine Selbstkonfrontation mit den Dingen in und um uns, die uns schädlich sind, die uns zu Götzen geworden sind, die uns den Blick verstellen und die Aufmerksamkeit binden, wo eigentlich anderes in den Fokus geraten sollte. Dieses andere, dem wir uns zuwenden sollen, das kann natürlich Gott sein. Es kann aber auch der Nächste sein, es können auch wir selber sein. Das Wesen der Idole und Götzen ist ja, dass sie unser Augenmerk ganz auf sich lenken – weg von Gott, weg von unseren Mitmenschen und eben auch weg von unseren eigentlichen Bedürfnissen. Diese Umkehr, die gerade soviel eine Umkehr zu Gott ist, wie es eine Umkehr zu uns selbst sein möge, ist der eigentliche Inhalt der irritierenden Erzählung vom Umhauen und Zerstören der Statuen des Baal und der Aschera. Gideon ist kein blindwütiger Berserker, sondern setzt einen markanten Akt der Umkehr zu Gott. Einer Rückkehr zu dem, von dem sich die Israeliten in ihrer Glaubenspraxis weit entfernt hatten. Gleiches gilt auch bei uns. Wenn wir uns von unserem freimachenden Glauben wegbewegen, entfernen, dann müssen wir umkehren, uns wieder zurück orientieren. Den Kompass neu ausrichten. Unseren christlichen Glaubenskompass. Und der zeigt nicht nach Norden, sondern auf Gott.

Den Athenern mag vor lauter ablenkenden Statuen der Blick auf diesen einen Gott verstellt gewesen sein. Uns aber zeigt er sich; in seinem Wort, in seinem menschengewordenen Sohn und dessen Auferstehung, die Paulus dort am Areopag erfolglos verkündigt hat. Gott tritt uns auf vielfältige Weise entgegen – sicherlich manchmal geheimnisvoll, vielleicht nicht immer so klar, wie wir das gerne hätten. Aber eben gerade nicht als Unbekannter. Sondern als Gott der Freiheit. Als Gott, der uns Menschen nahe ist. Als solcher will er von uns verehrt und geliebt werden. Nicht als einer unter vielen, nicht als Winkelgottheit in einem Straßenschrein unseres Herzens. Sondern als der, der Himmel und Erde und alles was ist, geschaffen hat und erhält, der unser Schicksal lenkt und bestimmt. In dem wir „leben und weben und sind.“

Amen